

Junge Frauen und illegale Drogen: die Suche nach identitätsstiftenden Aspekten im Spannungsfeld von Struktur, Handlung und Subjekt

Holzer, Alexandra

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Holzer, A. (2002). Junge Frauen und illegale Drogen: die Suche nach identitätsstiftenden Aspekten im Spannungsfeld von Struktur, Handlung und Subjekt. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 26(4), 45-71. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-18056>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Alexandra Holzer

Junge Frauen und illegale Drogen

Die Suche nach identitätsstiftenden Aspekten im Spannungsfeld von Struktur, Handlung und Subjekt

Intensität und Beherrschbarkeit konstituieren die spezifisch moderne Ambivalenz gegenüber dem Rausch, in dem temporär Erlösung von Alltagszwängen ebenso gesucht wird wie ein permanentes Versagen vor diesen Alltagszwängen vermieden werden soll. Manche Jugendliche leben dieses Muster heute modellhaft vor: Ein Ecstasy-Wochenende in der Disco ergänzt eine konform-fleißige Arbeitswoche und macht sie psychisch erst möglich. (Legnaro, 2000, S. 19).

Als die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Marion Caspers-Merk (SPD), den Sucht- und Drogenbericht 2000 vorstellte, führte sie die darin enthaltene gestiegene Anzahl jugendlicher Drogenkonsument/innen auf die so genannte »Spaßkultur« zurück. Denn diese setze Jugendliche unter Druck, am Wochenende »cool, fit und gut drauf« zu sein. Um dies leisten zu können, konsumierten dann junge Leute beschleunigende Drogen in Form von Ecstasy, Speed und Kokain (Süddeutsche Zeitung, 27.4.2001, S.1). Dieser monokausale Erklärungsversuch, die Vereinfachung eines so komplexen Phänomens wie (illegaler) Drogenkonsum und Sucht veranlassen mich zum Verfassen eines Leserbriefes, da ich auf Grund eigener empirischer Ergebnisse meiner Dissertation in Psychologie zum Thema illegale Drogen und junge Frauen dieser globalen Zuschreibung von Wahl- und Hilflosigkeit an Jugendliche und junge Erwachsene etwas entgegensetzen hatte. Im Rahmen der zugehörigen Untersuchung zeichnete ich auf Basis von narrativen Interviews den individuellen Drogen- und Lebensweg sowie das jeweilige Selbst- und Beziehungskonzept der jungen Frauen nach und verknüpfte es mit gesellschaftstheoretischen Bedingungen wie Kapitalismus und Geschlechterverhältnis. Nach der ersten Datenerhebung im Frühjahr 1999 und der anschließenden Auswertung des umfangreichen

Materials merkte ich schnell, dass jede Erzählung nur als Prozess und nie als statisches Ereignis angemessen verstanden und gedeutet werden kann. So beschloss ich, nach einem guten Dreivierteljahr Follow-up-Interviews mit einem konkreten Fragenkatalog durchzuführen – wozu sieben von acht meiner damaligen Interviewpartnerinnen auch bereit waren.

Die Hälfte der Interviewpartnerinnen gehört einer, im Vergleich zu den gut erforschten und mit vielerlei Klischees belegten Opiat-Konsument/innen (»Junkies«), relativ neuen Konsumgruppe an: Sie alle konsumieren so genannte Partydrogen wie Ecstasy, Speed und Kokain, jedoch nur innerhalb einer Gemeinde von Gleichgesinnten wie in der Techno-Szene und außerhalb ihres ansonsten »normalen« Alltagslebens. Dieser temporäre Ausbruch aus einer geregelten Struktur hat zur Folge, dass die jungen Frauen aufgrund der kontrollierten Konsumform ihren illegalen psychotropen Substanzgebrauch leichter verheimlichen und somit ihre soziale Unauffälligkeit bzw. Leistungsfähigkeit besser erhalten können, im Gegensatz zu den exzessiv Drogen konsumierenden jungen Frauen, die zunehmend aus allen normkonformen Kontexten ausgeschlossen werden bzw. selbst daraus aussteigen.

Auf theoretischer Ebene wird die jugendtypische Techno-Kultur mit den aktuellen Stichworten »Spaß-, Erlebnis- oder Freizeitgesellschaft« in Verbindung gebracht, mit denen wiederum soziologische Konzepte wie die Individualisierung und Medialisierung in der nachmodernen bzw. postindustriellen Gesellschaft verknüpft sind. Für die in diesen Gesellschaftsstrukturen Heranwachsenden bedeutet der mit der Individualisierung einhergehende Freisetzungsprozess aus traditionellen Sinn- und Wertzusammenhängen (vgl. Beck, 1986) letztendlich einen Zwang zur Identitätsarbeit. Vor allem junge Menschen müssen auf der Suche nach einer psychosozial ergiebigen Position den Verlust traditioneller Instanzen eigenverantwortlich kompensieren, um überhaupt ein Verhältnis zu sich und den anderen herstellen zu können. Eine Vielzahl dieser Suchbewegungen findet dabei auf dem weiten Feld der Kultur statt.

Hier scheint heute das Terrain zu sein, auf dem sich Identitätswürfe und Lebensstile erproben lassen, ohne dass großartige Sank-

tionen befürchtet werden müssen – und das gilt vor allem für die Jugend. Die daraus resultierenden experimentellen Erfahrungen des Selbst sind zwar in der Regel kurzatmig, müssen aber für den weiteren Lebensweg nicht unbedeutend sein, sondern können durchaus relevante Lebensstrategien hervorbringen. Neu an der Nachmoderne ist demnach nicht in erster Linie die weit gehende Erosion traditioneller bürgerlicher Werte, neu ist vor allem, dass die Pluralisierung der Kultur die Grundmuster der psychischen Identität erreicht hat: Sie ist dem Menschen auf die Haut gerückt und hat sich in ihre Körper eingegraben. (Klein, 1999, S. 51).

Gleichzeitig wird der Körper in der nachmodernen Informations- und Mediengesellschaft zunehmend aus der gesellschaftlichen Verantwortung als Produktivkraft freigesetzt, und steht damit – als verbindliche Kommunikationsfläche zwischen Innen und Außen – immer mehr für eine individuelle Selbst- und Lebensstil-Bildung zur Verfügung. Mit dieser Bedeutungsverschiebung wird die sichtbare physische Präsenz eines Individuums zur nahe liegenden Möglichkeit, sich über das Aussehen Selbstvergewisserung von außen zu organisieren. Damit entwickelt sich ein hoher ästhetischer Anspruch an das individuelle Erscheinungsbild sowie ein Überangebot an kultivierenden Gütern. Beide Strömungen speisen sich aus der soziokulturell vermittelten Verantwortlichkeit für eine optimale Umsetzung dominanter Schönheitsnormen am eigenen Leib, die letztendlich den individuellen Erfolg im sozialen Lebensraum zu strukturieren vermag.

Denn in der individualisierten Gesellschaft muss jeder und jede sich auf dem Markt der sozialen Beziehungen darstellen, um Job, Freunde und Freundinnen, Partner und Partnerinnen zu erlangen [...]: Soziale Identität vermittelt sich mehr denn je über den Körper. (Bilden, 1994, S. 166).

In diesem Sinne wird der Körper zu einer wichtigen Darstellungsfläche der jeweiligen (Wunsch-)Identitäten, was wiederum von einer enormen Ausdifferenzierung der Körper-Handlungen und entsprechenden Kultur- bzw. Konsumangeboten begleitet wird. Die Palette geht von Extremsportarten

über chirurgische Korrekturen bis hin zu »neuen« körperbezogenen Suchtformen.¹ Ein weiteres wichtiges Merkmal der körperorientierten Erlebnisgesellschaft ist die hohe Bedeutung von Ereignissen (»events«) und Inszenierungen. Dementsprechend hat alters- und sozialschichtübergreifend das Bedürfnis zugenommen, dem entfremdeten und monotonen Alltag zu entfliehen und im Freizeitbereich ausgiebig in Erscheinung zu treten – gemäß Jean Baudrillards Worten:

Jeder sucht seinen Look. Da man die eigene Existenz nicht mehr zum Argument machen kann, bleibt einem nur übrig, in Erscheinung zu treten, ohne sich darum zu kümmern, ob man ist, oder gesehen wird. Nicht: ich existiere, ich bin da; sondern: ich bin sichtbar, ich bin Bild, image – look, look!« (Baudrillard, 1992, S. 30).

Der theoretisch-methodische Interpretationsrahmen von Such(t)-Bewegungen

Im Folgenden beschäftige ich mich mit der Frage der weiblichen Adoleszenz und den damit korrespondierenden Themen, die sich – global gesprochen – zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Autonomie und Abhängigkeit sowie zwischen Selbst und Anderen bewegen. Konkretisiert wird das jeweilige Spannungsverhältnis bzw. der jeweilige Balanceakt zwischen Anpassung an normkonforme Seins- und Handlungsformen und Verwerfen dieser an der Erzählung einer jungen Frau, die sich gerade auf der Suche nach annehmbaren Aspekten von (weiblichen) Identitätswürfen befindet. Dabei begibt sie sich in die Techno-Szene, im Rahmen derer sie sich auch in den illegalen Partydrogen-Konsum involviert bzw. involvieren lässt. Als zentrale Motivation für ihr, auf das Wochenende und die Ferien beschränktes, Weggeh- und Konsumverhalten nennt die Interviewpartnerin den Wunsch, »in der Freizeit anders als normal sein zu können«² – was ihr innerhalb ihres Freundeskreises in der Techno-Szene und über die dort eingenommenen psychotropen Substanzen (vor allem Ecstasy und Speed) auch gelingt. Denn diese Art Drogen funktionalisiert sie als »Fun-Faktor« und macht damit deutlich, dass für sie der illegale Drogen-

konsum eine bewusst außerhalb des »normalen Alltagsleben« eingesetzte Handlung ist, über die der Freizeitbereich vor dem Hintergrund realer Alltagsverpflichtungen aufgewertet wird, wobei letztere wiederum durch den zeitlich begrenzten Ausstieg aus dem normalen Leben erträglich werden.

Allgemein werden in den folgenden Ausführungen (illegale) Drogen-Handlungen mit dem Potenzial zur Sucht- oder Abhängigkeitsentwicklung als ein Spektrum von Verhaltensweisen verstanden, auf das junge Frauen zurückgreifen, um Ohnmachtsgefühlen im Rahmen der sozialen Ordnung sowohl symbolisch als auch konkret entkommen zu können. Persönliche Ohnmacht oder der Wunsch nach einem weiteren Handlungsspielraum entstehen, sobald ein Individuum nicht genügend *passende* Ressourcen zur Verfügung hat, um zu einem bestimmten Zeitpunkt *reale* Lebensbedingungen verhandeln zu können. Dabei wird davon ausgegangen, dass Realitäten aus komplexen Konstruktionsprozessen hervorgehen, die mit der Zeit in alltäglichen Situationen als *natürliche Tatsachen* wahrgenommen werden. Die hier in den Blick genommene, strukturell verankerte soziale Ordnung als verbindlicher Maßstab zur (Wieder-)Herstellung von sozial anerkannten Realitäten beinhaltet soziale Ungleichheit, ungleiche Geschlechterverhältnisse und kulturelle Unterschiede (vgl. Villa, 2000). Diese ungleichheitsstiftenden Parameter werden allerdings nicht einseitig von mächtigen Individuen definiert und den ohnmächtigeren als Gegebenheiten übergeordnet, sondern von allen Personen mehr oder weniger bewusst selbst (re)produziert – vor allem auf der Ebene des alltäglichen Handelns (vgl. Kreckel, 1997, S. 93).

Während der adoleszenten Lebensphase bekommen die heranwachsenden Frauen den gültigen sozialen Rahmen besonders deutlich zu spüren und geben der gesellschaftlichen Aufforderung, sich sozial, sexuell und gesellschaftlich (re)produktiv und eindeutig zu positionieren, einen individuellen Ausdruck: Soziale Normen, z.B. zur Kennzeichnung der Geschlechterdifferenz, werden am eigenen Leib mehr oder weniger sozial erwünscht verhandelt und dadurch belebt. Denn sobald sie sich für eine Variante einer (Nicht-)Verkörperung ihres geschlechtlichen Selbst-Seins entscheiden, tun sie dies in Beziehung zu dem Symbolsystem der Zweigeschlechtlichkeit und benutzen dadurch – auf individuelle Weise – dessen

Zeichenrepertoire. Die Werkzeuge repräsentieren in diesem Positionierungsgeschehen sozial relevante Ressourcen, die vor dem Hintergrund eines sozial ungleich strukturierten Kulturraumes immer unterschiedlich verteilt sind (vgl. Bourdieu, 1990). Drogen sowie Sucht- und Abhängigkeitspositionen verkörpern eine Form von strategischen Ressourcen, indem sie auf Grund verschiedener individueller Funktionen, soziokultureller Bedeutungszuschreibungen sowie gesellschaftlicher Kontroll- und Interventionsstrategien *psychosozial* wirksam werden können (z.B. in Form von Fluchtwelten, Besonders-Sein, sozialer Zugehörigkeit).

Das bisher Gesagte soll nun anhand der Erzählung meiner Interviewpartnerin verdeutlicht werden, deren sprachliche Äußerungen auf Grund der These, dass metaphorische Konzepte empfindens- und handlungsleitende Impulse geben, nach denen wir unser Leben strukturieren, systematisch untersucht worden sind:

Our concepts structure what we perceive, how we get around in the world, and how we relate to other people. Our conceptual system thus plays a central role in defining our everyday realities. If we are right in suggesting that our conceptual system is largely metaphorical, then the way we think, what we experience, and what we do every day is very much a matter of metaphor. (Lakoff et al., 1980, S. 3).

Die nachfolgenden Ausführungen beschreiben anhand ausführlicher Zitatpassagen der Interviewpartnerin die temporär unterschiedlich motivierten, gehandhabten sowie funktionalisierten Drogen-Handlungen. Die dargestellte subjektive Perspektive beinhaltet folgende Dimensionen: das aktuelle Selbstkonzept sowie den subjektiv biographischen Weg dorthin, die psychosoziale Funktionalisierung des (illegalen) Drogenkonsums, das bereits geleistete oder hypothetisch ausgemalte Clean-Werden; außerdem kommen hier auch das jeweilige Selbstverständnis als Frau in einer heterosexuellen Gesellschaftsmatrix, sowie die damit verknüpften Erfahrungen, Wünsche und zukünftigen Lebensvorstellungen zur Sprache. Darüber hinaus führten die metaphernanalytisch orientierten Einzelfall-Analysen zu einer für das Empfinden und Handeln bedeutsamen sprachlichen Gemein-

samkeit der acht befragten Frauen. Sie alle beschreiben ihr Selbstkonzept als *Behälter*. Diese Seinsform repräsentiert eine soziokulturell etablierte Norm für das Frau-Sein schlechthin, das seit jeher mehr mit *Ort-Sein* als mit *Ort-Haben* assoziiert wird: »Psychoanalyse und Philosophie beschreiben eine Welt, in der die Frau Ort ist, aber keinen Ort hat; Raum bildet, ohne Raum einzunehmen; in der sie keine Zukunft und keine Geschichte hat.« (Liebsch, 1997, S. 13). Indem nun alle Frauen für sich diese Norm als gültig erklärt und sie in ihren Selbst- und Beziehungsgestaltungen mit individuellen Schwerpunkten belebt haben – unabhängig ihrer ansonsten sehr unterschiedlichen Lebens- und Drogenwelten –, wird daran eine geschlechtstypische psychosoziale *Ursache für* sowie eine *Folge von* Drogen-Handlungen deutlich: Die Frauen begreifen sich als ein *Gefäß*, das unter bestimmten und individuell variierenden Bedingungen *offen, dicht, leer, prall* oder bis zum Explodieren mit *extremen* Emotionen *gefüllt* sein kann, für die sie anschließend zur *Entlastung* ein *Ventil* brauchen. Demzufolge wird das Thema von Austausch, Abgrenzung, Entlastung und Ausgleich (beziehungswise das Thema einer Balance zwischen Geben/Nehmen und Innen/Außen) zentral in den Untersuchungsblickwinkel gerückt. Mit diesem Fokus entsteht unter anderem das Konzept des *Selbst-Austauschs*, das die von den Frauen selbst wahrgenommenen und bewerteten Möglichkeiten beschreibt, ihr *Inneres* in einer ebenso angemessenen wie effektiven Form nach *außen* mitzuteilen.

Bunny und ihr Partydrogen-Konsum

Im Juni 1999 spreche ich das erste Mal mit Bunny, die sich dieses Pseudonym selbst gab, und zu diesem Zeitpunkt gerade 17 Jahre alt geworden ist. Bunny wird in der ehemaligen DDR geboren, wächst dort bis zu ihrem siebten Lebensjahr auf und lebt seitdem mit ihren Eltern im Westen. Heute wohnt sie »als verwöhntes Einzelkind« in einer Kleinstadt und absolviert eine Ausbildung zur Bürokauffrau, nachdem sie die Realschule mit der mittleren Reife abgeschlossen hat. Ihr Drogenweg beginnt mit ca. 13 Jahren, als sie mit ihrer damals »besten Freundin« auf Volksfesten Alkohol trinkt. Beide lernen dort »Typen« kennen, die Haschisch konsumieren,

und mit ihnen zusammen beginnen sie zu »kiffen«. Nach Verlassen dieser Gruppe wechseln die Freundinnen zu einer anderen Clique über, in der sie das erste Mal Speed und LSD probieren. Ihren »richtigen Einstieg« in den Drogenkonsum – der vor allem aus Ecstasy- und Speed-Konsum besteht – verlegt Bunny allerdings auf den Zeitpunkt, als sie anfängt, regelmäßig mit neuen FreundInnen am Wochenende in Clubs zu gehen. Allgemein ist für sie ihr Drogenleben unmittelbar mit gerade aktuellen Sozialkontakten verbunden. Darüber hinaus legt sie großen Wert auf die strikt vom Arbeitsleben getrennt gehaltene (Drogen-)Freizeitwelt – was ihr auch gelingt: Außerhalb der Szene bleibt ihr Konsum unentdeckt, da es keine »krassen Auswirkungen« auf ihre bisher erfolgreichen schulischen, beruflichen und sozialen Leistungen zu erkennen gibt.

Zum Zeitpunkt des Zweitinterviews im März 2000 hat Bunny ihren Drogenkonsum und ihr Weggeverhalten bei einer gleichzeitigen Steigerung des Alkoholkonsums reduziert. Sie hat zwei Mal Kontakt mit der Polizei und der Justiz: Vor drei Jahren und noch einmal vor einem Jahr wird sie bei einer Razzia an öffentlichen Orten mit ihren FreundInnen während ihres gemeinsamen Drogenkonsums erwischt, wobei in beiden Fällen die Anklage auf Grund mangelnder Beweise fallen gelassen wird. Sie verfügt über keinerlei Erfahrung mit Einrichtungen der Drogenberatung, die sie auch kategorisch ablehnt:

[Da] gehen ja auch nur die Problemfälle hin und, ich glaub', wenn ich da dorten wär', ich hab' kein großartiges Problem damit [mit den Drogen, d.V.], ich glaub', ich würd' denen eher einen Text pressen als wie die mir.

Die Funktionalisierung von Drogen

Drogen-Handlungen repräsentieren für Bunny nicht nur einen »Fun-Faktor«, sondern stellen auch ein bedeutsames kommunikatives Element innerhalb ihres »Drogen-Freundschaftskreises«, der ihr einen dem strukturierten Alltagsleben entgegengesetzten Raum eröffnet, dar. Denn dort kann sie sich von dem angestauten »Stress« entlasten, sich »auslassen« und

dabei das Gefühl haben, etwas »Besonderes« zu erleben. Ihr Selbstkonzept metaphorisiert sie als Behälter³, der in einem leistungs- und normbezogenen Kontext in seiner spontanen Austauschfreudigkeit verstärkt kontrolliert wird, was wiederum das Bedürfnis nach einem temporären »Rausch« – im Sinne eines Sich-grenzenlos-ausleben-Könnens – kreierte:

In der Gesellschaft unter der Woche muss ich mich benehmen, da muss ich im Büro sein, muss offen sein für Gespräche und so, muss zuverlässig sein und darf auch nicht mal im Büro irgendwelche ironischen Texte oder sowas ablassen, das kannst du da alles nicht machen, du bist ja dann- du musst dich benehmen, weil du da deinen Arbeitsplatz hast und dass du dich auf deine Arbeit konzentrieren kannst und da nicht irgendwelche, äh, Konflikte hervorruft.

Innerhalb dieses als rigide eingegrenzt wahrgenommenen Alltags- und Berufslebens passt sie sich also an die jeweiligen Bedingungen an, um ihre Leistungsfähigkeit nicht zu gefährden. Als Ausgleich zu diesem leistungsbezogenen Kontrollverhalten eröffnet sich ihr über das Techno-Drogenleben ein Entlastungsraum, den sie außerhalb der »Gesellschaft« verortet. Angekommen an diesem spaßbezogenen Pol in Form des »Drogen-Freundschaftskreises« innerhalb der Techno-Szene, strukturiert sie ihr Selbst-Austausch-Konzept vor dem Hintergrund ihrer leistungsbezogenen Zusammenhänge, womit sie ihre empfindens- und handlungsleitenden Motive für diese Art der Freizeitgestaltung transparent macht:

Aber das ist eigentlich das, was für mich der Fun ist. Sozusagen sich mal einfach an nichts zu halten, an keine Vorschriften, die die dumme Gesellschaft, tut mir Leid, sozusagen erstellt. Keine – da muss man sich einfach mal nicht benehmen, ist doch scheißegal!

Die bisher genannten konstitutiven Elemente von Bunnys Selbst-Austausch-Konzept ergeben unterschiedliche Balanceverhältnisse, die sich in ihren verschiedenen Entstehungskontexten folgendermaßen rekonstruieren lassen: Am leistungsbezogenen Pol manifestiert sich ihr Druck-Behälter, sobald sie sich übermäßig an die dort geltenden Rahmenbedingungen

anpasst und dabei wenig soziale Anerkennung und Austauschmöglichkeiten am spaßbezogenen Pol zur Verfügung hat. Während dieser unausbalancierten Dynamik am spaßbezogenen Pol kann sie sich allerdings Halt und Ausgleich am leistungsbezogenen Pol verschaffen. Außerdem stabilisiert sie sich über ihr persönliches Kapital in Form eines starken Selbstvertrauens:

Ich hab's damals alleine geschafft,... ich hab' auch nicht mit meinen Eltern darüber geredet und so, also ich hab's damals schon auch alleine geschafft, das weiß ich, ich vertrau' mir da einfach selber, ich glaub' nicht, dass ich der Mensch bin, der wo dann total absinken wird, sondern allein meine Arbeit hätte mich am Leben sozusagen gehalten, also ich hätte- ich wär' nicht abgesunken, und irgendwann hätte ich's verdaut gehabt.

Herrscht also ein »Klima« des Gleichgewichts und damit der Offen- und Ausgelassenheit am spaßbezogenen Pol, dann funktioniert ihre Gefühls- und Austauschregulation ohne längerfristige Blockaden, wodurch das Entstehen eines Druck-Behälters verhindert wird.

Drogen-Handlungen und ihre Kontrolle

In Bunnys Wahrnehmung stellen ihre Ausgleichsstrategien, die einer harmonischen Pendelbewegung zwischen zwei entgegengesetzten Extremen entsprechen, das entscheidende Element dar, orientiert an ihrem empfindens- und handlungsleitenden Motiv in Form einer Suche nach Zufriedenheit anstatt nach »purem Glück«. Mit dieser Akzeptanz eines Mittelmaßes gelingt ihr ein bewusst maßvoller Umgang mit extremen Emotionen: Entsprechend ihrer Ausgleichslogik gibt es für sie *totale* Glücksgefühle nur auf Kosten *absoluter* Depression, die sie allerdings nicht für ein unbeständiges Hochgefühl in Kauf nehmen will:

Ich bin der Meinung, dass ich nicht nach purem Glück streben muss sozusagen, weil das ist einfach, ich glaub' einfach, ich glaub' irgendwie, dass unsere Welt nicht dazu da ist, dass wir nur glücklich sind. Wenn wir irgendwann mal glücklich sind, das ist zwar

das Höchste der Gefühle irgendwie, aber es kommt dann wieder ein absolutes Tief und das mag ich nicht. Da bin ich lieber irgendwie ausgeglichen und so, also einfach was meinen Lebensweg angeht, ich möchte- mir reicht das eigentlich, wenn ich zufrieden bin, wenn ich in Bereichen glücklich bin, wo ich mir das wünsch', aber allgemein, in jedem Bereich glücklich zu werden, das brauch' ich eigentlich gar nicht. Ich will einfach nur zufrieden sein, ich will, dass mit meiner Familie alles passt und ich möchte, dass mit meinem Beruf alles klappt.

In diesem Zitat nennt Bunny zum Zeitpunkt des Zweitinterviews im März 2000 jene Bereiche, die auch schon während des Erstgesprächs im Juni 1999 für sie Priorität hatten und von daher besonders sorgfältig ausbalanciert werden müssen. In diesem Sinne versucht sie negative »Auswirkungen« und »Konflikte«, resultierend aus ihrem zum Zeitpunkt des Erstinterviews noch regelmäßig betriebenen Drogenkonsum, »auszugleichen«, um ihre leistungsbezogenen und ideellen Ziele weiterhin erreichen zu können. Hierfür entwickelt sie mit Beginn ihres regelmäßigen Drogenkonsums, der ja eine wichtige Funktion für ihr Alltags- und Berufslebens hat, zwei verschiedene Dimensionen ihres Selbst-Austausch-Konzepts, die – je nach Kontext – eine eigene Logik und Funktion umfassen: In der beruflich-gesellschaftlichen Sphäre, die in beiden Gesprächen Priorität hat, konstruiert sie sich als heteronom bestimmt und nimmt konsequent dazu einen »festen« gesellschaftlichen »Rahmen« an, in den sie sich »einpasst«, um darüber erfolgreich ihren Leistungspfad verfolgen zu können. Diese effektive Trennung und Kontrolle beider Bereiche bedeutet nun für Bunny sowohl die Ermöglichung ihres Techno-Drogenlebens als auch das wiederholte Bedürfnis danach. Aufgrund dieser Dichotomisierung erfahren beide Bereiche – je nach Standpunkt – eine entsprechend positive oder negative Wertung: Befindet sie sich am leistungsbezogenen Pol, so steht das »schlechte« Wirkpotenzial ihres Techno-Drogenlebens im Vordergrund. Hält sie sich dagegen in ihrem »Drogen-Freundschaftskreis« auf, so betont sie die »lustigen« Effekte davon – die deshalb Spaß bringen, da sie sich von den Seins- und Handlungsweisen anderer Menschen unterscheiden:

So ist das einfach [ihr Drogen-Freizeitleben, d. V.], also einfach nur Zusammensitzen praktisch, was halt ab und zu mal lustiger ist und was anderes ist als von anderen Leuten, deswegen find' ich das auch einfach was Lustiges, weil ich immer das Gefühl hab' was zu erleben, was nicht jeder Depp da draußen erlebt. Es ist halt einfach, das ist auch das, was das Lustige daran ist, zu wissen, dass das nicht alle machen und zu wissen, dass manche Drogen nehmen und dann nicht damit klarkommen oder das nicht richtig handhaben können, währenddem andere Alkohol trinken und ihren Spaß haben und so und bei denen das alles noch im Freundeskreis ist und nicht die Drogensüchtigen, die nur Drogenfreundschaften haben, und das gibt mir einfach was Besonderes, dass wir ein Drogen-Freundschaftskreis sind, also dass wir Drogen nehmen und dennoch Freunde sind und genau denselben Spaß haben wie andere normale Leute auch, nur auf 'ne andere Art eben, mit dem gewissen anderen Etwas. Das ist das, was mir eigentlich den Kick dabei gibt. Ja manche Leute, wenn man die fragt: ›Warum nimmst du eigentlich Drogen?‹ ›Ja, weiß nicht‹, so ungefähr, die wissen gar nicht, ja, die wissen gar nicht, was sie da eigentlich machen.

Das Leben am spaßbezogenen Pol beschreibt Bunny überwiegend anhand von vergegenständlichenden, visuellen und räumlichen Metaphern sowie anhand von Zuschreibungen, die es ihr erlauben, physische und psychische Erfahrungen zu begreifen, zu bewerten, Erlebensformen und sich selbst zu definieren und zu verorten. Gleichzeitig verdeutlicht sie damit ihre persönlichen Beweggründe für Drogen-Handlungen, die als selbsterweiterende Ausdrucksformen, im Vergleich zum eingeschränkten »Alltagsleben«, ihren Sinn bekommen:

Das Alltagsleben ist schon ernst genug und so am Wochenende da brauch' ich einfach mal – es ist zwar schon so, wenn ich in der Arbeit bin, dass ich Witze reißen kann und dass alle drüber lachen, aber es ist 'ne Grenze. Und ich bin einfach so, ich liebe absolut derben Humor, da könnt' ich, da zerreißt's mich, hey, wenn des so richtig abgeht [lachend], ich liebe das einfach! Und umso derber

desto besser, hey [lachend], das ist halt echt so. Das ist halt einfach 'ne Gelegenheit am Wochenende, sich so richtig auszulassen, auch einfach keine Grenzen mehr zu sehen, weil das ist so 'n richtig schönes Gefühl von Freiheit für mich, also find' ich schon. Und die normalen Leute vergessen irgendwie die Leute, die Drogen nehmen und es trotzdem schaffen. Das mein' ich, den Wert sehen die überhaupt nicht, die wissen manchmal gar nicht, dass man Negatives und Positives beides unter einen Hut bringen kann.

Darüber hinaus spielt für Bunny im Zusammenhang mit ihrem Techno-Drogenleben die Behälter- und Bindungsmetaphorik eine wichtige Rolle, womit sie verdeutlicht, dass der Freizeitbereich seine identitätsstiftende Bedeutung aus Ein- und Ausgrenzungen bezieht:

Wir machen da halt Afterhour [gemütliches Zusammensitzen und Kommunizieren, d.V.], und warum sollten wir da nicht – wir machen das ja in einem Kreis, wo keiner reinkommt von außen, warum sollten wir da nicht unsere Drogen rumliegen lassen sozusagen?«

Welche Normen, Werte und Handlungen innerhalb des »Freundeskreises« für Bunny letztendlich an Bedeutung gewinnen, korrespondiert mit ihrer normalen Position: Indem für sie Kontrolle und Leistung »in der Arbeit« wichtige Voraussetzungen für ein strebsames Verfolgen ihrer beruflichen Ziele darstellen, wird das Sich-nicht-benehmen-Müssen in der Freizeit zum entscheidenden Bindungsfaktor gegenüber ihrem »Drogen-Freundschaftskreis«. Denn dort kann sie temporär aus den Alltagszwängen ausbrechen und sich ohne Konsequenzen auslassen – wobei sie wiederum aus ihrer Real-Präsenz Halt und Kontrolle für ihr (illegales) Drogenleben bezieht. Davon ausgehend entwickelt sie eine Logik des entschädigenden Ausgleichs, die ihr eine kompetente, gewinnbringende und möglichst risikoarme Koordination beider Teilbereiche ermöglicht. An dieser Stelle benennt sie ihre positiv bewertete drogeninduzierte Veränderung, die deshalb eingetreten ist, weil sie die schädlichen Nebenwirkungen von Drogen durch ein weiterhin gutes Leistungs- und Sozialverhalten auszugleichen vermag:

Also ich find' auch, dass die Drogen mich verändert haben. Also ich persönlich muss für mich sagen, zum Guten, ganz ehrlich. Ich bin offener, toleranter, gespräch- also nicht gesprächiger, ich hab' schon immer viel gequatscht [lachend], das war immer schon so. Aber, die haben mich einfach verändert auch, ich hab' meinen eigenen Kopf gekriegt und so, ich weiß, was ich will, weil ich hab' ja was, was eigentlich was, was Schlechtes ist – ich tu' was, was eigentlich nicht gut ist, also muss ich auch irgendwas tun, um das wieder auszugleichen, und das tu' ich ja, also fühle ich mich dennoch gut. Und deswegen hab' ich mich irgendwie verändert. Und es gibt mir ein gutes Gefühl, dass ich ein Mensch bin, der das irgendwie zusammen laufen lassen kann. Ja, ich tu's – es wäre ja was wirklich Schlechtes, wenn ich jetzt meine Arbeit verlieren würde, meine Eltern mir Stress machen würden, meine Freunde nicht mehr richtige Freunde wären, sondern nur noch irgendwelche Drogengefährten sozusagen, dann wäre es was Schlechtes oder wenn ich mich so zuknallen würde, dass ich jedes Wochenende im Krankenhaus lieg' so ungefähr, dann wär' es was Schlechtes, aber wenn ich das, es ist zwar- das Einzige, was es für mich schädigt, ist mein Körper und sonst tu' ich das wieder bereinigen, dass es mir sonst nicht schädigt, also ich muss sagen, an Intelligenz hab' ich seitdem nichts verloren oder so oder dass ich total verblödet bin oder sowas.

Hinsichtlich der positiven Bedeutungszuschreibungen, sowohl ihre bereits vorhandenen Ressourcen wie »Intelligenz« und »Arbeit« als auch ihren emotionalen Besitz (keine stressigen Eltern und »richtige Freunde« haben) betreffend, gebraucht Bunny die psychotropen Substanzen weniger zur positiven Veränderung ihrer psychosozialen Position, als vielmehr zur Optimierung ihres Lifestyles: Der Substanzkonsum als personifizierte Größe macht zwar etwas mit ihr, aber nur im Rahmen ihrer Ausgleichslogik – worüber sie ihre innere Unabhängigkeit von der Wirkmacht der Drogen und somit ihre soziale Unauffälligkeit betont:

Ja, bereinen tu' ich's eben damit, dass ich trotzdem noch- weil manche Leute, die verlieren ja auch einfach an Gefühl, die sind nicht mehr so [Räuspern], nicht mehr so offenherzig und so, dass wenn jemand ein Problem hat, dass man einfach drüber redet oder so oder dass man auch im ganz normalen Leben, in dem ganz normalen Gesellschaftsleben, in der Familie oder so, wenn irgendwas ist, dass es einem nicht zehn Meter am Arsch vorbeigeht, sondern dass man auch irgendwas dafür tut oder so, dass man dem anderen irgendwie zeigt, dass es einen interessiert und dass man sozusagen da ist oder so, und das finde ich halt auch wichtig, und manche verlieren einfach daran. Und das hab' ich ja trotzdem noch. Im Prinzip, wenn ich jetzt keine Drogen nehmen würde, dann wär' es genau dasselbe eigentlich, so wie ich mein Leben im Moment führe, zwar nicht ganz so diese Feinheiten, die ich jetzt auslebe oder so, der Style hat sich bestimmt auch dadurch entwickelt.

Während des Zweitgesprächs erzählt Bunny dann mehr von den – mittlerweile wohl auch stärker wahrnehmbaren – negativen Auswirkungen ihres bisher regelmäßig betriebenen Techno-Drogenlebens, womit sie anschließend ihre aktuelle Einschränkung ihres Konsum- und Weggehverhaltens begründet. Gleichzeitig erlebt sie dadurch eine Ambivalenz, die sich aus ihrem nach wie vor wirksamen Wunsch nach einem temporären Ausbruch aus Alltagszwängen und ihrer Anpassungsbereitschaft an diese ergibt: Auf der einen Seite reduziert sie ihren Drogenkonsum, da sie Konsequenzen für ihr »Arbeitsleben« wahrnimmt, womit Ängste vor Kontrollverlust beziehungsweise vor psychisch-physischem und sozialem Abstieg verbunden sind. Und auf der anderen Seite verhandelt sie, auf sich vertrauend, ihren fortgesetzten Drogenkonsum. Darüber bescheinigt Bunny sich eine selbstaufwertende Kompetenz auf Grund ihrer reflektierten, sozial integrierten Handhabung der Drogen-Handlungen – die auf diese Weise wieder legitimiert werden:

Ich denk', es gibt die Leute, die halt Schwierigkeiten haben, sich wieder hochzuholen und es gibt Leute, die das schaffen. Und ich denk' mir, ich gehör' zu denen – ich hör' zwar nicht auf, aber ich

weiß ganz genau, was ich für 'ne Einstellung zu der Sache hab', ich weiß es absolut ganz genau. Und das – ich weiß, was ich da tu' und deswegen hab' ich auch nicht aufgehört damit, weil das für mich ist, wie wenn zehn Leute, die sind einfach 'ne Clique und ob die jetzt auf irgendwelche Hallenfeste gehen oder sich zusaufen ist eigentlich scheißegal. Wir gehen halt in den Club oder irgendwo auf Techno-Partys und mein Gott, fressen halt was [lachend] sozusagen in dem Sinn. Weil wir mögen auch die Musik, das ist ja nicht so, dass wir nur Drogen nehmen, sondern wir mögen einfach auch die Musik, wir mögen die Leute und irgendeinen Rausch denk' ich mir – also, ich glaub', ich brauch' schon immer irgendeinen Rausch, weil einfach das Alltagsleben ist schon ernst genug und so und am Wochenende da brauch' ich einfach mal – es ist zwar schon so, wenn ich in der Arbeit bin, dass ich Witze reißen kann und dass alle drüber lachen, aber es ist 'ne Grenze.

Hier erwähnt Bunny zum ersten Mal in ihrer Erzählung ihr persönliches Bedürfnis nach dem drogenbezogenen »Rausch« als Ausgleich für eine ernste und handlungsbeschränkende Arbeitswoche. Im Gegensatz zum Erstinterview, in dem sie vor allem die individuell genussbringende, da entlastende Wirkung von Drogen-Handlungen als »Fun-Faktor« beschrieben hat, hebt sie im Zweitinterview auch ihr Bedürfnis nach den berausenden Effekten von psychotropen Substanzen hervor. Dieser Aspekt eines kontinuierlichen Bedarfs an einer temporären Realitätsflucht erscheint angesichts der aktuell mitgeteilten Einschränkung ihres Konsum- und Weggehverhaltens sowie ihrer damit verknüpften Haltung gegenüber illegalen Substanzen (vgl. Drogen sind nur »Spaß«) irritierend. Setzt man nun diesen Widerspruch mit ihren zum Zeitpunkt des Erstinterviews geäußerten hypothetischen Beweggründen für eine Beendigung des Konsums in Verbindung, so eröffnet sich eine Erklärungsmöglichkeit: Indem Bunny Gefühle und Beziehungen als Entitäten metaphorisiert, begreift sie diese als eigendynamische, im Außen beliebig vorhandene und konsumierbare Stoffmengen. Dies bedeutet, dass sich ihr – sobald sie über Drogen oder eine Liebesbeziehung in den Besitz bestimmter Gefühle kommt – spezi-

fische Empfindens- und Handlungsoptionen eröffnen, die anschließend entweder im Normalbereich oder im Entlastungsbereich ausgelebt werden können. Entsprechend ihrer Ausgleichslogik positioniert sie sich grundsätzlich erst einmal als ambivalent, um sich daraufhin über eine Ersatzmaterie einzupendeln, die in der Folge sowohl eine Entidealisierung als auch eine Beendigung der Drogen-Handlungen ermöglichen soll:

Klar, ich hab' nicht vor, bis ich dreißig bin Drogen zu nehmen, Ich will ja auch einen anderen Abschnitt noch in meinem Leben erleben als wie nur Drogen, Drogen, Drogen bis ich sterb' so ungefähr, das will ich nicht. Ich will auch ein normales Leben irgendwann führen, also ein normales Leben werd' ich nie führen, ich glaub', dafür bin ich viel zu ausgeflippt [lachend].

I: Aber wie soll das ausschauen? Also was kannst du dir da vorstellen, wenn du aufhörst, Drogen zu nehmen oder wie du zu dem ›normalen Leben‹ kommst?

B: Ja, wenn ich, ich würd' sagen, wenn ich meine Liebe gefunden hab'. Und ich denk' mir, wenn ich meine Liebe finden würde, und wir würden uns wirklich beide gegenseitig lieben, dann wär' das für uns auch kein Problem, das irgendwann runterzusetzen oder auch irgendwie kein Bock mehr auf dauernd Abkacken, Freunde und so zu haben, sondern auch ein privates eigenes Leben zu zweit führen wollen. Und ich denk' mal, dann kommt der Punkt, wo ich dann auch sage: ›Jetzt ist Schluss.‹

Interaktive Herstellung eines Geschlechtskörpers

Hinsichtlich ihres Selbst-Austausch-Konzepts als Behälter-Schema und ihrer vergegenständlichenden Metaphorik bei einer Polarisierung von Leistung und Spaß scheint es nur konsequent, wenn Bunny die »Drogen« (kollektives Gut) durch ihre »Liebe« (persönlicher Besitz) ersetzen möchte, um darüber zu einem »normalen Leben« (als eindeutiges Ziel) kommen zu können. Denn erst durch einen adäquaten Ersatz für das öffentliche Freun-

deskreis-Leben mit einer gemeinsam hergestellten drogenbezogenen Gruppenidentität und einem kollektiven Drogenideal wird eine Begrenzung bzw. Aufgabe des Partylebens denkbar. Hier wird deutlich, dass sie ihr Selbst-Austausch-Konzept über ihre Ausgleichslogik reguliert und deshalb immer ein bestimmtes Element oder eine Ersatzmaterie benötigt, um ein Ungleichgewicht oder einen Verlust auf der jeweils anderen Seite ausbalancieren zu können. Diese Strategie findet sich ebenfalls auf der Ebene ihrer geschlechtsbezogenen Konstruktionsakte und heterosexuellen Beziehungsgestaltungen: Gegen Ende des Erstinterviews erzählt Bunny von ihrer Eifersucht und ihren »Minderwertigkeitskomplexen«, ausgelöst durch ihre damalige beste Freundin Kerstin, mit der sie um die Gunst der Jungen rivalisiert und sich dabei lange unterlegen gefühlt hat. Auf diese Weise eröffnet sie, anhand der Schilderung von Verunsicherungen und defizitären Selbstzuschreibungen, eine Ungleichgewichts-Erzählung auf der Ebene ihrer sexuellen Entwicklung:

Die war viel früher dran als ich, hat immer alle abgekriegt, und ich war immer das Brett mit Warze, so haben sie mich genannt, mich verarscht und so, hm, das war ziemlich heftig damals für mich, ich hatte damals Minderwertigkeitskomplexe... Ja, ich war einfach halt, sozusagen die Raupe neben dem Schmetterling... Die waren alle- die Kerstin war halt hübsch und so und, ich sag' ja, die Kerstin war schon immer ein Mensch, der schnell auf Menschen zugehen konnte, der sie schnell einfach um den Finger gewickelt hatte. Und, ich war, ich war nicht schüchtern, ich war noch nie schüchtern, ich hab' natürlich nicht so- bin nicht auf jemanden zugegangen und hab' dem irgendwie gezeigt, dass ich was von dem will, aber ich hab' immer mitgeredet und so, hab' meine Meinung gesagt und so. Aber sie war halt immer die, von der die Leute was wollten oder sie hat sich halt bei Partys zugesoffen und so und dann rumgeschoben, mit mir wollte immer keiner rumschieben, hat mal einer mit mir rumgeschoben, da hatte ich ganz wenig Busen nur, also ganz, ganz wenig, und dann danach so: »Boah, für was hat denn die überhaupt einen BH an«, und so, so richtig heftige Sachen.

Bunny fühlt sich zwar von Kerstin verraten und verlassen, weil sie nicht zu ihr, sondern zu denjenigen hält, von denen sie »Ansehen« bekommt, definiert sie aber dennoch weiterhin als ihr »Ein und Alles«. Dieser Konflikt wird im Laufe ihrer Freundschaft jedoch nie direkt angesprochen und bearbeitet, sondern indirekt weitergetragen und von Bunny schließlich mit einem Vertrauensbruch ausgeglichen: Als sie sich ausreichend mit weiblichen Merkmalen (»Busen«) ausgestattet fühlt, entdeckt sie ihre »Sexsucht« – im Sinne eines Hungers nach männlicher Anerkennung als Bestätigung ihrer nun vorhandenen sexuellen Attraktivität. Anschließend kennt sie keine Grenzen mehr, um sich das zu holen, was ihr die Freundin scheinbar jahrelang »weggeschnappt« hat:

Und dann war ich irgendwann so weit und hatte meinen Busen beieinander und so, und dann auf einmal hab' ich dann auch entdeckt wie das [Sex, d.V.] so ist und so, und ich hab' halt gleich Geschmack dafür gehabt irgendwie, es hat mir gleich getaugt und so... Ja, und dann waren da auch noch andere Sachen, sie hatte damals einen Freund und – ich hab' mir den einfach geschnappt [lachend], ja das war schon blöd und ich hab's ihr auch nicht gesagt und – ja, dann hatte ich einen Freund und mit dem wohnt sie halt jetzt zusammen, und das ist halt- also das war auch die Zeit, wo ich mir dann dachte, ich bin jetzt schon ein bisschen – also zurzeit komme ich irgendwie nicht so klar. Weil da kam der psychische Stress noch mit rein.

In dieser Zeit versucht sie das Ungleichgewicht über einen exzessiven Drogenkonsum auszugleichen, ohne sich dabei aber jemals mit Kerstin direkt zu »streiten«. Stattdessen bleiben beide in dem Freundeskreis und attackieren sich indirekt über Intrigen und »Spiele«. Letztgenannte Handlung repräsentiert eine bestimmte Kommunikationsform ihres Freundeskreises, derer sich vor allem die weiblichen Mitglieder bedienen, um sich anhand von modischen Darstellungsressourcen körperbezogen zu inszenieren. Auf diese Weise wird die eigene (erotische) Attraktivität an den gegengeschlechtlichen Resonanzen gemessen, woraufhin sich eventuell Vorteile ergeben, die anschließend zur Ausfechtung gleichgeschlechtlicher Riva-

litäten benutzt werden können. Indem nun diese gruppodynamischen (Geschlechter-)Spannungen in erster Linie im Kontext des Techno-Drogenlebens entstehen, anschließend in Form von körperbezogenen Inszenierungen auf die heterosexuelle Ebene gebracht und dort im Freundeskreis verhandelt werden, verknüpft Bunny sowohl ihr Selbst-Austausch-Konzept als auch ihre geschlechtsbezogenen Konstruktionsakte unmittelbar mit Drogen-Handlungen – denn mit Konsumbeginn beginnt sie ihren eigenen Willen zu entwickeln bzw. durchzusetzen:

Und irgendwie seitdem, also seitdem bei uns, also speziell bei der Freundschaft [zwischen mir und Kerstin], die Drogen reinkamen, könnte ich mir manchmal vorstellen, dass es nicht mehr so gut lief irgendwie, weil ich dann meinen eigenen Kopf gekriegt hab' und so.

Ein weiterer Grund für die Blockade der Beziehungsdynamik dürfte ihr seitdem stetig unternommener Versuch gewesen sein, ihre »erste Liebe« – ihren Ex-Freund Markus, der nach Bunny mit Kerstin zusammen ist – zurück zu bekommen:

Und das war dann auch ein schönes Spiel für mich, für mich und die Kitty [eine andere Freundin, d. V.], also wir haben dann so untereinander geredet, so: ›Am Wochenende gehen wir an den See, dann ziehe ich meinen schönsten Bikini an‹, und so, ein bisschen scharf machen halt und so, weil, ich weiß schon, dass ich das kann, ich weiß ja, er [Markus] hat auch ganz dumm geguckt [lachend]. Also er hat's nicht unbedingt gemerkt, aber immer so unauffällig-deswegen lieb' ich die Kitty so, mit der kann ich das am besten machen, so unauffällig irgendwelche Spielchen machen [lachend], ich liebe das! Und ich war halt dann irgendwie – ich hab' das gar nicht gemerkt, ich war nur noch auf Markus, Markus, Markus fixiert, und ich hab' mir immer nur gedacht: ›Haha, ich krieg' dich schon wieder, ich krieg' dich schon wieder.‹

Um sich von dieser Fixierung zu lösen, beginnt Bunny eine Beziehung mit einem anderen Jungen aus ihrem Freundeskreis, in den sie zwar »nicht verliebt« ist, ihn aber dennoch »braucht«, da er sie »aufbaut«. Über seine sie

festigende und aufwertende Zuwendung versucht sie dann, ihren Liebeskummer zu kompensieren. Als sie sich aber mit der Zeit wieder mit Markus versteht, »kommen die alten Gefühle wieder hoch«, woraufhin sie ihre aktuelle Beziehung abrupt beendet und darauf hofft, Markus möge doch zu ihr zurückkommen. Um dies nicht dem Zufall zu überlassen, konzentriert sie sich während des gemeinsamen Weggehens besonders auf ihre Selbstdarstellungen, um ihn dazu zu bewegen. Ins Zentrum dieser Manipulation stellt sie ihre »Sexsucht«, die ein Synonym für das »Stylen« ihrer äußeren Hülle bedeutet:

Also ich muss sagen, ich habe schon 'ne ziemlich ausgeprägte Sexualität sozusagen [lachend] oder- also mir macht das schon Spaß und vor allem beim Weggehen, für mich und die Kitty ist das das Größte, Samstagabend vorm Spiegel, lauter Oberteile, Röcke raus und dann stylen und dann- also nicht so heftig, also nicht so wie 'ne Tunte oder so, sondern schon halt so schön, mehr so, halt mehr so 'ne Schönheit sozusagen, also nicht zu krass. ... Und ich weiß, dass ich geil bin [lachend].

I: [lacht]

B: Nee, tut mir Leid, ich kann ja nix dafür. Wenn ich jetzt so auf der Straße weggeh', tut mir Leid, das ist mein Style, also mit dem Oberteil [ein enges Top, d.V.], okay, aber – ich merk' das auch, auch wenn ich einen ganz normalen Pulli und 'ne Hose anhab', die gaffen einfach, die Typen. Die gucken mich einfach an, ich weiß nicht, ob ich irgendwas im Gesicht hab', aber die schauen so, schon so normal hin. Also muss ich auch irgendwas an mir haben. Und ich merk' es auch im Club, ich werd' oft angedredet, und so: »Hey, Chicà«, so ungefähr, also muss ich ja irgendwas an mir haben. Ich weiß auch, der Markus, der hat nämlich auch im Nachhinein gesagt: »Ja, schlafen würd' ich mit der Bunny schon ganz gerne mal wieder«, und so. Also von daher.

Für Bunny repräsentieren das Techno-Drogenleben, das gemeinsame Sich-schön-Machen mit ihrer Freundin vor dem Weggehen und die gegenge-

schlechtlichen Reaktionen auf ihren »Style« – einen Dreh- und Angelpunkt ihrer geschlechtsbezogenen Konstruktionsakte, indem sie die Techno-Szene weitgehend als Ort nutzt, um ihrem Frau-Sein eine Bedeutung zu geben:

Ich würd' sagen, die Techno-Szene, die sind schon, also nicht alle, aber ich würd' schon sagen, beim Weggehen spielen ja Frauen immer 'ne Rolle oder irgendwelche Typen kennen lernen oder, oder einfach irgendjemandem hinterherschauen und- also in der Szene findet man schon ziemlich viel, die daran interessiert sind oder sich einfach nach geilen Frauen sich umschaun oder sich denken, na ja, die taugt mir, das ist halt einfach so. Und ich merk' halt schon, dass mich da schon ziemlich viele angucken... Ja, das Frau-Sein bedeutet mir schon viel. Ich glaub' schon, dass es damit was zu tun hat, jetzt, weil ich brauch' das einfach, ich hab' keine Lust irgendwie wie ein Kartoffelsack da jetzt hinzugehen, weil ich geh' weg und weggehen tut man, um Spaß zu haben und jeder geht auch weg, um sich zu präsentieren, einfach unter Leuten zu sein und um zu schauen, wie man einfach ankommt sozusagen, das gehört einfach dazu, sonst braucht man ja nicht weggehen, sicher auch um Spaß zu haben und Freunde zu treffen, wenn ich dann irgendwie weggehen würde, so kaum gestylt irgendwie, dann würde mir einfach- die Vorfreude wär' dann auch einfach weg irgendwie, ich brauch' das einfach. Das macht mir einfach Spaß, mich einfach herzurichten, mich schön zu machen und und in Spiegel zu schauen und mir zu denken, ja heute Abend wird der Abend einfach geil irgendwie [Räuspern]. Das macht dann schon, also schon Spaß.

Insgesamt betrachtet verkörpert das Techno-Drogenleben für Bunny sowohl einen Gegensatz zu ihrem »Arbeitsleben« als auch ein Regulativ für die dort entstehenden Konflikte. Die Abschnitte von Freizeit und Arbeit sind zeitlich und räumlich strikt voneinander getrennt, aber dennoch – auf Grund ihrer Ausgleichslogik – unweigerlich auf der Empfindens- und Austauschenebene miteinander verknüpft. Darüber setzt sich eine Pendelbewegung in ihrem Selbst-Austausch-Konzept in Gang, die sich wiederum auf ihre Bedeutungszuschreibungen an beide Pole sowie auf ihr Selbst-

verständnis auswirkt. Indem für sie eine Passungsarbeit an beiden Polen wichtig ist, um sich über eine Anpassung an die jeweils geltenden Normen soziale Anerkennung zu sichern, bringt sie – als »Geist-Mensch« – sozial negativ bewertete Handlungen wieder »in Ordnung« (vgl. »bereinen«). Gleichzeitig überwindet sie – als Lust-Mensch – diese normative Begrenzung über Such(t)-Bewegungen auf der Freizeitebene, um sich darüber ein Gefühl von Selbstwert jenseits des »normalen« Erfahrungsbereichs zu organisieren:

Ich bin wie jedes normale Mädchen auch, das bin ich einfach. Sicher, ich bin extra auch- ich bin schon ein bisschen verrückt, aber das möchte ich sein, weil ich dadurch einfach meine Individualität zu spüren krieg', wenn ich einfach irgendwas mach', was die Gesellschaft nicht tut, das lieb' ich, das macht mir so Spaß! Das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun- nur weil ich mich in der Arbeit und zu Hause anständig aufführ', heißt das noch lange nicht, dass ich das in der Freizeit machen muss. Das möchte ich auch, dass das so akzeptiert- das hab' ich auch immer geschafft, dass das so akzeptiert wird wie ich bin und dass das in Ordnung ist, wie ich bin.

Schlussfolgerungen

Auf der Basis der bisherigen Betrachtungen sollen die hier beschriebenen Drogen-Handlungen als eine Form psychosozialen Kapitals verstanden werden. Illegaler Drogenkonsum ist nicht von vornherein zu bewerten, sondern soll vielmehr als eine spezifische Handlungsmöglichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt gesehen werden, die sowohl Chancen als auch Gefahren auf dem Drogen- bzw. (cleanen) Lebensweg eröffnet. Diese Sichtweise fußt auf einem zwischen theoretischen und empirischen Forschungsschritten wechselnden Arbeitsprozess. Während der parallel zur Erstellung des theoretischen Rahmens durchgeführten Auswertung der narrativen Interviews ergaben sich erste Konzepte, die mit zunehmender Verknüpfung von Theorie und Praxis ein komplexes Raster zur Beschreibung charak-

teristischer Phasen von Drogen-Handlungen auf zwei Ebenen erkennen ließen. Die je nach subjektiv biografischen, individuellen und soziokulturellen Erfahrungen und Handlungen variierenden Phasen ermöglichen zusammengenommen den Blick auf die Bandbreite von Drogenwegen, die wiederum auf bestimmte Szenen und Konsummuster ausgerichtet sind. Dabei ist von Bedeutung, dass diese weder linear mit einem Anfangs- und Endpunkt, noch beliebig ohne bestimmte Absicht, noch fatalistisch mit nur einer bestimmten (nicht selbst gewählten) Zielrichtung vor Augen beschritten werden – wie oftmals in der Fachliteratur diskutiert wird. Vielmehr können charakteristische und verallgemeinerbare Aspekte und Determinanten ausgemacht werden, die individuell verschieden zu dem Schritt, Drogen zu konsumieren beziehungsweise damit aufzuhören, motivieren – je nach persönlichen Besonderheiten, Lebensumbrüchen und kontextuellen Zusammenhängen. In diesem Sinne repräsentieren Drogen-Handlungen ein komplexes psychosoziales Phänomen, dessen Manifestation in einen Drogenweg von ganz spezifischen Möglichkeiten der Ausrichtung abhängt – sowohl, was das subjektive Potenzial (Biografie, Selbstverständnis, Bewertung etc.) als auch, was die individuell bewältigten und noch ausstehenden Lebensereignisse (Traumata, Krisen, Statusänderungen etc.) betrifft.

Ausgehend von einer prozesshaften Subjekthaftigkeit mit sich je nach psychosozialer Position und Ressourcenlage wandelnden Seins- und Handlungsbedingungen bedeutet dies, dass sich auf einem Drogenweg immer ganz bestimmte Konstellationen von Gefahren, aber auch von Chancen ergeben. Wichtig ist hierbei, dass selbst in gefährlichen Situationen positiv empfundene Potenziale zur Selbst- und Lebensstilbildung enthalten sein können, da grundsätzlich eine relative Wandelbarkeit und Umkehrbarkeit von riskanten Konstellationen angenommen werden kann und sollte. Diese Umkehrpunkte, sowie die Fähigkeit, den persönlichen Weg dorthin erkennen zu können, stellen wiederum ein wertvolles Potenzial für die Entwicklung eines adäquaten professionellen Instrumentariums dar, das – differenziert und flexibel gebraucht – einen passenden kommunikativen Austausch

mit den sich jeweils in unterschiedlichen Phasen ihrer Drogen-Handlungen mitteilenden Konsument/innen zu initiieren vermag.

Zusammenfassend betrachtet können illegale Drogen-Handlungen auf Grund folgender Zusammenhänge für ein Individuum zum Kapital werden, das sich jeweils wieder auf den subjektiv biografischen Hintergrund bezieht: Ein Subjekt erfährt mit einer spezifischen Bandbreite von Ressourcen individuell unterschiedlich empfundene Lebensphasen (z. B. Pubertät, Trennung, Beziehung), deren Bewältigung wiederum an seinem Kapital zehrt. An dieser Stelle kann das Subjekt auf den illegalen Drogenkonsum (mit dem Potenzial einer Sucht- oder Abhängigkeitsentwicklung) als eine temporär passende Ressource zurückgreifen, um aktuell weiterzukommen. Dabei können die mit den Drogen-Handlungen verknüpften Erfahrungen folgendermaßen zum Kapital werden: Sie gestalten imaginär, aber real spürbar die jeweilige psychosoziale Position veränderbar und helfen damit andere Seins- und Handlungsoptionen sowie neue soziale Räume zu eröffnen. So kann u. a. durch den Drogenkonsum die Erfahrung von Entspannung, sozialer Zugehörigkeit und Abwechslung gemacht werden. Aus diesem Prozess substanzinduzierter (sozialer, emotionaler) Initialzündungen resultieren wiederum bestimmte Erfahrungen, die sowohl Ressourcen erschließen als auch zusätzlichen Kapitalbedarf deutlich werden lassen. Genau in dieser (Begegnungs-)Anforderung an das Subjekt liegt das Risiko, dessen Verwandlungen – mit Kenntnis der entscheidenden Codes – in Form einer Unterstützungsaufforderung zur Chance werden können. Auf diese Weise ergibt sich letztendlich das Wechselspiel von Chancen und Gefahren auf dem Drogen- bzw. (cleanen) Lebensweg.

► Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu folgende Medienbeispiele: »Der Wunsch nach einem muskelbepackten Körper könnte nach Befürchtungen britischer Mediziner bei Jungen ähnlich krankhafte Formen annehmen wie die Magersucht bei Mädchen. ›Das ist ein solches Problem bei jungen Männern, dass wir es Bigger-Exie nennen, weil es der Anorexie bei jungen Frauen gleicht‹, sagte der Experte Robert Dawson bei einem Sport- und Drogen-Symposium in London. Wie die Daily Mail berichtete, kommen Anabolika

zum Muskelaufbau auf der Liste illegaler Drogen an dritter Stelle.« (Süddeutsche Zeitung, 7.9.2000, Vermischtes) »Überall Bilder scheinbar makelloser Modelkörper. Billboards. Magazine. Fernsehen. Internet. ›You don't like it, change it‹ – so lautet die Botschaft aus Amerika. Also piercen sich die Teenies weltweit, färben Strähnen, lassen sich tätowieren. Da ist der Schritt zum Fettabsaugen oder Implantat nicht mehr groß. Mein Körper gehört schließlich mir. [...] ›Manche kommen ständig wieder und wollen jedesmal andere Implantate‹, sagt ein Chirurg aus Hannover, ›die sind richtig süchtig.« (Max 2000, Nr. 3, S.50f.).

- 2 Alle folgenden Aussagen im Text mit sind Zitate von Bunny, meiner Interviewpartnerin.
- 3 Bunny: »Style ist für mich persönlich was wahnsinnig Wichtiges und was wahnsinnig Interessantes, das macht einfach Spaß.... Ja, einfach, dass ich was aus mir mach' und, ähm, das ist einfach, ja, wie soll ich sagen, dass es einfach zum Beispiel anders ist als sich andere Leute anziehen, also nicht so wie diese typischen Kommerz-Weiber mit so stark geschminkten Lippen.«

► Literatur

Baudrillard, Jean (1992). Transparenz des Bösen. Ein Essay über extreme Phänomene. Berlin: Merve.

Beck, Ulrich (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bilden, Helga (1994). Feministische Perspektiven in der Sozialpsychologie am Beispiel der Bulimie. In: Heiner Keupp (Hg.). Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie (S. 147–185). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1990). Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung.

Helfferich, Cornelia (1999). Geschlechtsspezifische Aspekte von Problemverhalten: Überlegungen zu einer angemessenen theoretischen Konzeption. In: Petra Kolip (Hg.). Programme gegen Sucht. Internationale Ansätze zur Suchtprävention im Jugendalter (S. 27–40). Weinheim/München: Juventa.

Holzer, Alexandra (2000). Anders als normal. Illegale Drogen als Medium der biographischen und psychosozialen Entwicklung junger Frauen. Herbolzheim: Centaurus.

Klein, Gabriele (1999). Electronic Vibration. Pop – Kultur – Theorie. Hamburg: Rogner & Bernhard.

Kreckel, Reinhard (1997). Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Lakoff, George & Johnson, Mark (1980). Metaphors We Live By. Chicago: The University of Chicago Press.

Legnaro, Aldo (2000). Rausch und Sucht in der Sozial- und Kulturgeschichte Europas. In: Ambros Uchtenhagen & Walter Zieglgänsberger (Hg.), Suchtmedizin. Konzepte, Strategien und therapeutisches Management (S. 8–21). München/Jena: Urban & Fischer.

Liebsch, Katharina (1997). Wie werden Geschlechterverhältnisse konstruiert? Überlegungen zum Verschwinden der Psychoanalyse aus der Geschlechterforschung. Zeitschrift für Frauenforschung 15, 1, S. 6–16.

Villa, Paula-Irene (2000). Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich.